

Gesellschaft

Die Anliegen bleiben, der Stil ändert sich

Drei Frauen, drei Generationen, ihr Leben und ihre Forderungen an die Zukunft

Silvia Egli von Matt

Morgen Freitag beginnt in Bern der fünfte Frauenkongress. Frauen aller Schichten, junge und alte, werden daran teilnehmen und ihre Lebenserfahrungen, Hoffnungen und Anliegen in die zahlreichen Workshops einbringen. Sie werden über neue Lebens- und Arbeitsformen reden und die soziale Sicherheit zur Diskussion stellen. Von den Emanzen der ersten Jahre bis zu den jungen Frauen, die von den Errungenschaften ihrer Mütter profitieren, werden sich alle an einer Resolution beteiligen, die am Sonntagabend verabschiedet wird. Silvia Egli von Matt hat drei Frauen aus der Innerschweiz porträtiert.

Agatha Fausch, 53, "graue Emanze": "Wir dürfen nicht wieder leiser werden"

Der Frauenkongress 1975 interessierte sie nicht. Da trafen sich ja die bürgerlichen Frauen. Sie war damals mit linken Feministinnen im Gäbelbach am Antikongress. "Über das Frauenstimmrecht redeten wir nicht mehr. Das war für uns bereits normal. Unser Thema war das Recht auf unseren eigenen Bauch."

Agatha Fausch gehört zu den bewegten Frauen. Bei ihrer Heirat 1971 behielt sie ihren Namen, obwohl das rechtlich damals noch nicht möglich war. Sie blieb berufstätig, auch nachdem sie 1976 eine Tochter und 1980 einen Sohn geboren hatte. Sie kämpfte in der Gewerkschaft und bei der Ofra, der Sache für die Frau, für bessere Frauenlöhne, die Fristenlösung, für einen eidgenössischen Mutterschaftsschutz. Ebenso engagiert versuchte sie, auch zu Hause möglichst vieles umzusetzen. "Meine Verbissenheit aber wurde für unsere Familie zur Belastung. Erst als ich etwas weniger militant auftrat, zog auch mein Partner mit." Jetzt arbeitet er teilzeitlich.

Agatha Fausch, Dozentin an der Höheren Fachschule für den Sozialbereich Zentralschweiz, hat aber bloss ihren Stil geändert. Anliegen und Einsatz sind bis heute gleichgeblieben. "Es bleibt ja noch so viel zu tun." Für öffentliche Tagesschulen etwa hat sie schon vor zwanzig Jahren gekämpft - wegen ihrer Kinder. In Luzern gibt es noch heute keine. Frauenanliegen, meint sie, hätten es eben allgemein schwer. "Mann macht schöne Worte, aber es folgen wenig Taten. Auch der Gleichstellungsartikel ist doch weitgehend Lippenbekenntnis geblieben, besonders in der Frage der Lohngleichheit." Für sich selbst hat sie zwar das wahr machen können, was sie sich in jungen Jahren vorstellte. "Da ich als Mädchen ja zwei Sachen gelernt habe, den Haushalt und den Beruf, war für mich stets klar, dass ich auch beides ausüben werde." Ihre Eltern, die gemeinsam ein Heim geführt haben, waren entsprechende Vorbilder.

Die Gesellschaft jedoch brauche noch viel Beharrlichkeit, meint Agatha

Fausch, die sich als "graue Emanze" bezeichnet. "Auch unsere Töchter müssten weiterkämpfen." Müssten? Sie umschifft die Frage, will ja nicht Junge verletzen und meint: "Na ja, mit zwanzig hatte ich auch andere Interessen als Mutterschaftsschutz und Lohngleichheit. Und vielleicht wollen sie sich einfach abgrenzen von ihren Müttern." Oder könnte es auch sein, dass ihre Generation halt tatsächlich einiges erreicht hat und die jungen Frauen wirklich nicht mehr die gleichen Kämpfe auszufechten haben? "Kann sein. Ja. Doch wenn sie meinen, wir hätten es für sie gemacht, kann das eine Falle für sie sein. Wir Frauen können es uns nicht leisten, wieder leiser zu werden."

Und was ist mit den jungen Männern, ihrem Sohn und seinen Kollegen? Agatha Fausch schmunzelt und schweigt lange. Ein bisschen Sensibilität für Gleichstellungsthemen spüre sie schon. Dass ihr Sohn die Knöpfe selber annähen und das Fasnachtskleid selber schneidern müsse, sei ihm klar. "Aber entwickeln müssen sich die Männer selbst. Dann werden sie auch merken, dass sie etwas zu gewinnen haben."

Diesmal wird Agatha Fausch am Frauenkongress teilnehmen, denn nun werden viele Arbeitsgruppen von linken und bewegten Frauen geleitet. Agatha Fausch hofft, dass so die Widerstandskultur breiter und auch auf die bürgerlichen Frauen übertragen wird. "Denn leider verblieben viele von ihnen bisher im gewohnten Schema: Lieb sein, brav sein und die Patriarchen nicht provozieren."

Margrit Durrer Müller, 42, Familienfrau: "Nicht mehr alles aufs Geschlecht reduzieren".

"Als Feministin kannst du doch nicht so leben", das hört Margrit Durrer Müller immer wieder. "Ich bin aber eine Feministin", sagt sie bestimmt. Früher, als sie noch PÖCH-Kantonsrätin war, und erst recht, als sie später bei der Unabhängigen Frauenliste politisierte, da war klar: Die ist emanzipiert.

Mittlerweile ist sie verheiratet, hat einen achteinhalb Jahre alten Sohn und eine sechsjährige Tochter, wohnt in der Stadt in einem modernen Genossenschafts-Reihenhaus und bezeichnet sich als "Managerin eines Kleinunternehmens, das Dienstleistungen im Bereich Psychologie, Supervision, Animation, Krankenpflege, Kochen, Putzen, Finanzen und anderes mehr anbietet". Sie meint es ironisch und doch ernst. Dass sie - die gelernte Sozialpädagogin und Gestalterin - einmal vor allem Mutter und Familienfrau sein würde, hat sie sich nie vorgestellt. Eigentlich wollte sie keine Kinder, "weil diese einen eben einschränken". Und wenn schon, dann hätte sie sich gewünscht, dass sie und ihr Partner, ein Forstingenieur, sich Lohn- und Familienarbeit hälftig teilen würden. Aber das sei nun mal nicht möglich. Er könne nicht reduzieren, und sie, mit ihren Berufen, fände kaum Arbeit.

Sie hat sich in die Situation gefügt, organisiert sich mit anderen Frauen in der Siedlung und arbeitet noch in der Genossenschaftsverwaltung. Dieses Leben hat zum Bruch mit ihren politischen Freundinnen geführt. "Sie verlangten, dass ich meinen Partner mehr belaste, damit ich weiterhin Politik machen könne. Aber so einfach ist es eben nicht." Margrit Durrer Müller seufzt. Nicht resigniert, nicht ratlos. Eben nur, weil sie ihre alten Ideen nicht über Bord geworfen hat, weil sie tatsächlich noch immer Feministin ist. Aber eine andere als früher. "Ich bin versöhnlicher geworden. Für mich gibt es nicht mehr die eine Wahrheit, die

eine Lebensform. Und ich mag nicht mehr alles aufs Geschlecht reduzieren." Da gibt es aber einen Widerspruch zum privaten Alltag. Hat sie nicht erzählt, dass sie ihrer Tochter Aline immer wieder sage, Frauen müssten für ihre Sache kämpfen? Und dass Beda, ihr Sohn, dann jeweils staune und meine: Was, Frauen müssen kämpfen?

Damit reduziert sie doch ihre Kinder auch aufs Geschlecht, oder? Margrit Durrer Müller sinniert. "Ja. Aber es ist halt auch so kompliziert. Wie reagiere ich denn am besten, wenn unsere Tochter fleissig und ordentlich ist und gerne putzt? Ich will das ja nicht noch fördern."

Margrit Durrer Müller diskutiert darüber mit dem Partner, mit den Kindern, mit Freundinnen und Nachbarn. Nicht mehr missionarisch. "Verändern, das habe ich in schmerzhaften Prozessen gelernt, kann ich niemand. Nur mich selber. Und damit vielleicht etwas bewirken." Das tönt schön. Aber auch etwas abgeklärt. Nein, sagt sie, das sei sie nicht. Und auch nicht immer so zufrieden, wie es jetzt töne. Persönlich hat sie sich zwar, "auch mit Hilfe gewisser Verdrängungsmechanismen", arrangiert. Dass aber politisch immer noch so wenige ihrer feministischen Ideen umgesetzt sind, beschäftigt sie. "Es geht einfach viel zu langsam." Immerhin: Ihr Sohn sagt, er wolle später einmal Hausmann sein. Allerdings will auch ihre Tochter zu Hause bleiben.

Gwendolin Epp, 20, Jungsozialistin: "Vielleicht geht's einmal ohne Frauenkongresse".

Gwendolin Epp, die mit ihrer berufstätigen Mutter und zwei jüngeren Brüdern zusammen wohnt, erlebt Frausein als grossen Vorteil. "Meine Brüder", sagt sie fast etwas verschämt, "müssen zu Hause fast mehr mithelfen als ich." Das hat sie sich selbst so erstritten, über "verbale Bewusstseinsarbeit".

Überhaupt spürt die Maturandin in ihrem Alltag kaum Benachteiligungen aufgrund ihres Geschlechtes. Die Müttergeneration, meint sie, habe eben einiges erreicht. Und wo die Gleichstellung noch nicht klappt, wehrt sie sich. Beispielsweise als es an der Luzerner Kantonsschule hiess, dass nur Männer Samichlaus spielen könnten.

Ältere Feministinnen können kaum verstehen, dass junge Frauen mit ihrer Situation relativ zufrieden sind und nicht mehr mit der gleichen Vehemenz auftreten wie sie einst. Gwendolin Epp hat das an einem Podium gespürt und, wie die anderen jungen Frauen, zu hören bekommen, ihnen fehle es halt am Bewusstsein. Ruhig und überlegt, wie sie ist, weist sie das von sich.

Ihre Generation müsse nicht mehr überall beweisen, dass sie emanzipiert sei. "Man ist es einfach." Und sie geht die Sache auch anders an, als alte Kämpferinnen das taten.

Diskriminierungen, meint Gwendolin Epp, laufen heute versteckter. "Es ist die Erwartungshaltung anderer, die einschränkt. Frauen müssen noch immer verständnisvoll, zuvorkommend, hilfsbereit sein. Wer hartnäckig ist, gilt als Furie, wer sich wehrt, ist unweiblich." Gegen solche Bilder anzukämpfen sei unspektakulär und trotzdem schwieriger, als sich beispielsweise für das Frauenstimmrecht einzusetzen.

Zudem geht sie die ihr wichtigen Themen wie Chancengleichheit und Ausgrenzung von Leuten aus der Gesellschaft aus einem breiteren Blickwinkel an. Die Geschlechterfrage spielt zwar stets eine Rolle, aber nicht die einzige. Es geht ihr ebenso um Benachteiligte, Diskriminierte aus anderen Kulturen, anderen Schichten.

Deshalb wirkt sie auch nicht in einer Frauengruppe mit, sondern engagiert sich als Vorstandsmitglied und Sprecherin der Luzerner Jungsozialisten. Dass sie auch in der Unabhängigen Frauenliste politisieren könnte, wusste sie beim Parteieintritt vor vier Jahren nicht einmal. "Die Frauenfrage hatte eben wirklich keinen besonderen Stellenwert."

Dem traditionellen Frauenbild nachleben aber wird sie nie. Sie will Geschichte studieren. Und dann arbeiten. Kinder, wenn überhaupt, möchte sie nur, wenn genau geklärt ist, dass sie ihren Beruf weiter ausüben kann. Hausfrau sein will sie nicht, auch wenn sie selbst es sehr geschätzt hat, dass ihre Mutter lange Zeit stets zu ihrer Verfügung stand. Wie sie ihre Forderung nach Gleichberechtigung aber umsetzen könnte, sieht sie noch nicht so plastisch vor sich. "Es wird sicher nicht ganz einfach werden."

Sehr genau aber formuliert sie ihre Hoffnung im Hinblick auf den möglichen sechsten Frauenkongress in 25 Jahren. "Am liebsten wäre mir, wenn es gar keine Frauenkongresse mehr bräuchte. Wenn alles selbstverständlich wäre. Das ist vielleicht eine Illusion. Dass aber in 25 Jahren Frauen und Männer den gleichen Lohn haben, das sollte doch realistisch sein, oder?"

Visionen unserer Zukunft. Frauenkongress in Bern

Zwei prominente Frauen, Bundesrätin Ruth Dreifuss und Susanna Agnelli, italienische Aussenministerin, eröffnen am Freitag, um 14 Uhr, den fünften schweizerischen Frauenkongress. Er findet im Berner Kursaal statt und steht unter dem Leitmotiv "Visionen unserer Zukunft".

Die vier Grundthemen, die in den Workshops behandelt werden, sind: Offene Schweiz - globale Verantwortung; neue Lebens- und Arbeitsformen; soziale Sicherheit im 21. Jahrhundert; gewaltfreie Gesellschaft (TA vom 8. I.). Am Sonntag werden im Plenum Resolutionen verabschiedet.